

Erschienen in: Blühdorn, Hardarik/Breindl, Eva/Waßner, Ulrich W. (Hrsg.):
Text - Verstehen. Grammatik und darüber hinaus. – Berlin, New York: de
Gruyter, 2006. S. 5-16. (Institut für Deutsche Sprache. Jahrbuch 2005),
<https://doi.org/10.1515/9783110199963.0.5>

HARALD WEINRICH

Wie viel Zeit für wie viel Text?

Abstract

Die textlinguistische Grundthese dieses Beitrags besagt, dass alle Texte elementar aus Zeit gemacht sind. Diese These gilt nicht nur für die Verbalgrammatik, wo sie sich schon wegen der Verbaltempora fast von selbst versteht, sondern auch für die Nominalgrammatik, die im Zentrum dieses Beitrags steht. Das wird am Beispiel von Kafkas Erzählung „Die Verwandlung“ zunächst an den Pronominalisierungen, dann an den Renominalisierungen des Textes gezeigt. Beide sind „Zeit-Zeichen“, die auf unterschiedliche Weise die Geltung eines Nomens in der Textzeit verlängern und gegebenenfalls modifizieren. Auch der Satz ist ein Textstück, in dem die Zeit nicht angehalten wird, sondern fortlaufend den Sinn des Textes verändert.

Im Titel meines Beitrags kommt eine Doppelfrage zum Ausdruck, die nach einer Relation zwischen zwei Unbekannten fragt. Werde ich eine so komplexe Frage auch beantworten können? Zur Stärkung meiner Zuversicht erinnere ich mich einer kurzen, von der Forschung wenig beachteten Notiz, in der Leibniz einen Vergleich zwischen der altbekannten Findungslehre der Rhetorik und einer neu zu begründenden philosophischen Findungslehre anstellt (Leibniz 1988, S. 167–170). Die rhetorische Findungslehre, die er *inventio analytica* nennt, besteht nach seiner Auffassung in der Kunst, für einen gegebenen Bestand an Fragen die richtigen Antworten zu finden. Eine solche Kunst will er nicht verachten. Von wesentlich höherem Rang für die Erkenntnis ist jedoch eine für die Wissenschaft und Philosophie maßgebliche *inventio synthetica*, die darin besteht, neue Fragen zu finden oder zu erfinden, wie man nun das von Leibniz gebrauchte Verb *invenire* übersetzen kann. Ob man auf die neu erfundenen Fragen auch die richtigen Antworten geben kann, erscheint ihm weniger wichtig als das Postulat, dass die Wissenschaft nach jeder mehr oder weniger adäquat beantworteten Frage sofort weiterfragen muss.

Mit dieser knappen Notiz in Leibniz' Gedankenwerk sind die Grundlagen des modernen Wissenschaftsverständnisses gelegt. Dieses definiert sich mehr durch seine Fragen als durch seine Antworten und lässt sich auch dadurch nicht verschrecken, dass ein Ende des Fragens, das heißt der Forschung, nicht abzusehen ist. Diese wissenschaftstheoretische Maxime gilt selbstverständlich auch für die Linguistik – oder sollte doch wenigstens für sie gelten. Ganz sicher gilt sie für die Textlinguistik, die sich die Aufgabe gestellt hat, die alten

Fragen der Linguistik aus textueller Perspektive neu zu stellen in der Hoffnung, einige von ihnen – sicherlich nicht alle – auch beantworten zu können.

*

Da nun meine Titelfrage, von der ich meine, dass sie „synthetisch“ gestellt ist, als relationale Doppelfrage nicht ganz leicht zu beantworten ist, will ich mich durch drei Vorbemerkungen des Weges vergewissern, der beim weiteren Nachdenken über das Thema einzuschlagen ist. Es handelt sich um eine persönliche, eine historische und eine methodologische Vorbemerkung.

Aus persönlicher Sicht sei mir als erstes gestattet, daran zu erinnern, dass ich im Jahre 1964 eine Monographie unter dem Titel „Tempus. Besprochene und erzählte Welt“ (Weinrich 2001) veröffentlicht habe. In dieser Arbeit habe ich versucht, die Tempora der Verbalgrammatik mit konsequent textlinguistischer Methodik für mehrere europäische Sprachen zu beschreiben. Ich erinnere hier nur deshalb an dieses Buch, weil ich nicht wiederholen oder paraphrasieren will, was ich dort ausführlich vorgetragen habe. Wenn also in den nachfolgenden Überlegungen wenig oder gar nicht von den Verbaltempora die Rede ist, so soll mein Stillschweigen nicht bedeuten, dass dieser Bereich der Grammatik für die Frage nach der Relation von Zeit und Text nicht relevant wäre. Es besagt im Gegenteil, dass es im Bereich der Verbalgrammatik bereits einen festen Bestand von textlinguistisch orientierten Fragen und vielleicht auch schon einige gut überlegte Antworten zu verzeichnen gibt. Für andere Bereiche der Grammatik scheinen hingegen die textlinguistischen Fragen eher noch zu fehlen, von deren adäquater Beantwortung ganz zu schweigen.

Mit meiner zweiten und historisch orientierten Vorbemerkung möchte ich mir erlauben, weit in die Geschichte zurückzugreifen und einen kurzen Blick auf die aristotelische Sprach- und Zeitreflexion zu werfen. Sicherlich kann Aristoteles weniger als etwa Dionysios Thrax zu den eigentlichen Begründern der Linguistik in der europäischen Antike gerechnet werden. Doch finden sich in seinem philosophischen Werk, allerdings an verstreuten Stellen, viele Bemerkungen zum Sprachverstehen, die für alle spätere Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie maßgeblich geworden sind. Die wichtigsten Fundstellen dieser Art liegen in seiner Kategorienlehre, in seiner Schrift *Peri hermeneias* (ich übersetze aus gegebenem Anlass: „Text – Verstehen. Grammatik und darüber hinaus“) und – *last but not least* – in seiner Poetik. In der letztgenannten Schrift findet man nun im 20. Kapitel, prägnant formuliert, eine Gegenüberstellung der Merkmale, durch die sich die Verbalgrammatik von der Nominalgrammatik unterscheidet (Aristoteles 1976, S. 87). Von den verbalgrammatischen Formen schreibt Aristoteles dort, dass sie „mit Zeit“ (*meta chronou*) gebildet sind. Demgegenüber sind die nominalgrammatischen Formen daran zu erkennen, dass ihre Bildung „ohne Zeit“ (*aneu chronou*) auskommt. Für die Beantwortung meiner Titelfrage scheint das ein schlechtes

Omen zu sein. Denn nach diesen Formulierungen sieht es ja so aus, als ob allenfalls für die Verbalgrammatik (von der ich aber in diesem Beitrag gar nicht handeln will) eine positive Antwort auf das in Frage gestellte Verhältnis von Zeit und Text zu erwarten ist. Für die Nominalgrammatik hingegen, der ich mich im Folgenden besonders zuwenden will, lässt Aristoteles nichts Zeitliches erwarten. Aber hat Aristoteles hier Recht?

Meine dritte Vorbemerkung betrifft die textlinguistische Methodenlehre und wirft für sie die Corpusfrage auf. Unter keinen Umständen kann die Textlinguistik auf die Arbeit an (längeren) Texten verzichten. Damit sind zu gleichen Teilen mündlich geäußerte ebenso wie schriftlich redigierte Texte gemeint. Wie aber kann ein Textcorpus aussehen, mit dem die Textlinguistik corpusgestützt arbeiten kann, wenn doch evident ist, dass ein Arbeiten an Hand selbstverfertigter Beispielsätzchen für Fragen der Textlinguistik unterhalb jedes zulässigen Standards liegt?

Das methodologische Problem stellt sich unterschiedlich für mündliche und für schriftliche Texte. Für mündliche Texte ab einem gewissen Umfang (Dialoge, Diskurse, Erzählungen) gilt, dass ihre oralen Transkriptionen mit beträchtlichem und manchmal unverhältnismäßigem Aufwand verbunden sind. Auch sind diese bisweilen, wenn ihre Parameter vollständig erfasst werden, recht mühsam zu lesen. Das alles ist natürlich kein Grund, darauf zu verzichten. Es legt aber ein Vorgehen nahe, bei manchen (nicht allen!) textlinguistischen Fragestellungen mit schriftlich vorliegenden Texten zu arbeiten, so lange die oralen und situativen Parameter für die Argumentation nicht unerlässlich sind. Eine methodische Annäherung zwischen mündlichen und schriftlichen Texten ist jedoch dadurch zu erzielen, dass ein schriftlich oder gedruckt vorliegendes Corpus für bestimmte textlinguistische Analysen grundsätzlich als ein laut gelesener mündlicher Text angesehen wird, der auf diese Weise in seiner Zeitgestalt als ein quasi oraler Text behandelt werden kann. So soll es im Folgenden bei der textlinguistischen Analyse von Kafkas Erzählung „Die Verwandlung“ geschehen.

*

Franz Kafkas Erzählung „Die Verwandlung“ (1915) umfasst in der leicht greifbaren Reclam-Ausgabe (Kafka 2001) 63 Textseiten. Laut gelesen, entspricht dieser Umfang einer Sprechzeit von rund zwei Stunden. In das Thema der Verwandlung führt gleich der viel zitierte Anfangssatz ein:

Als Gregor Samsa eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte, fand er sich in seinem Bett zu einem ungeheueren Ungeziefer verwandelt.

Das ist für Kafkas Erzählung das plötzlich und unvermittelt eintretende Initial-Ereignis, das die Situation für alle Personen der Handlung von Grund auf verändert. Diese Personen sind: als Protagonist der schon genannte Gregor Samsa, ein junger Angestellter und Handlungsreisender, der zusammen

mit seiner siebzehnjährigen Schwester Grete noch bei seinen Eltern lebt. Sekundärpersonen sind der Prokurist von Gregor Samsas Firma sowie Mieter und Personal in der Wohnung der Eltern.

Gregor Samsa behält trotz der Verwandlung in ein großes Insekt sein menschliches Bewusstsein. Die sprachlichen Äußerungen seiner Umgebung kann er verstehen. Doch kann er sich gegenüber anderen Personen selber nicht verständlich machen. Das ist die beklemmende Situation, in der nun die zweite Verwandlung dieser Erzählung einsetzt. Sie betrifft in besonderem Maße Gregor Samsas Eltern und seine Schwester. Diese zweite Verwandlung vollzieht sich, anders als die erste, allmählich und anfangs fast unmerklich in einigen Monaten erzählter Zeit. In dieser längeren Zeitspanne muss die Familie lernen, wie sie mit diesem fremdartigen Wesen in ihrer Mitte umgehen oder auch nicht umgehen kann. Es ist ein langsam verlaufender Prozess, der von der teilnahmvollen Fürsorge über eine immer lästiger werdende Versorgung bis hin zu einer Art Entsorgung der Leiche führt, als der Sohn und Bruder schließlich zur allgemeinen Erleichterung gestorben ist. In dieser Hinsicht kann Kafkas Erzählung als ein Lehrstück über die Ausgrenzung eines Fremden oder auch als eine „ungeheuer“ Alzheimer-Parabel gelesen werden.

*

Unter den skizzierten Bedingungen des Textverlaufs besteht die elementare Aufgabe des Erzählers darin, in der ganzen Zeitspanne der erzählten Zeit das Interesse des Lesers/der Leserin nicht nur für die erste und plötzliche, sondern auch für die zweite und allmähliche Verwandlung lebendig zu erhalten. Textlinguistisch betrachtet, geschieht das hauptsächlich mit den Sprachmitteln der Nominalgrammatik, die dafür sowohl nominale als auch pronominale Formen bereitstellt. Allein die Hauptperson Gregor Samsa wird in den zwei Stunden Textzeit etwa 300mal nominal und etwa 1000mal pronominal bezeichnet. (Ich bediene mich hier dieser Rundzahlen, weil eine genauere Bezifferung ohne vorherige Grenzfallverständigung wenig hilfreich wäre.)

In der pronominalen Referenz, die zuerst zu besprechen sein wird, steht für den gegebenen Erzählzweck vor allem das Paradigma der (thematischen) Personal-Pronomina *er/sie/es* zur Verfügung, unterstützt vom Paradigma der Possessiv-Pronomina *mein/dein/sein/ihr*. Für die Rolle des Protagonisten kommt hauptsächlich die kasusflektierte Reihe *er/ihm/ihn* mit der korollaren Reihe *sein/seines/seinem/seinen* in Frage. Mit diesen Formen werden für die erzählerische Präsenz des Protagonisten in den zwei Stunden Textzeit unterschiedlich lange Pronominalketten gebildet, die mehrfach knapp 20 Kettenglieder erreichen. Diese Pronominalketten durchziehen die vom Erzähler gesetzte Handlungszeit in ihrem linearen Verlauf. In nicht wenigen Textabschnitten wird das Geschehen jedoch auch in einen inneren Monolog („erlebte Rede“) des Protagonisten oder in eines seiner dialogisch wiedergegebenen Selbstgespräche verlegt, was sich für den Erzähler umso mehr deshalb an-

bietet, weil Gregor Samsa sich ja seit seiner Verwandlung in ein Insekt nicht mehr sprachlich mitteilen kann. Auch die anderen Personen der Handlung sind mit der ihnen zugestandenen Erzählzeit durch Pronominalketten vertreten, die in ihrer Länge abgestuft sind und auf diese Weise die unterschiedlich intensive Zuwendung des Erzählers zu seinen Erzählpersonen widerspiegeln.

Nun kann ich mich in diesem Teil meines Beitrags einigermaßen kurz fassen, da die Beobachtung der einfachen oder mehrfachen Pronominalisierung eines (meistens) voraufgehenden Nomens seit der Antike als Gegenstand grammatischer Beschreibung eingeführt ist, im Satzrahmen oder auch (leicht) darüber hinaus (Apollonios Dyskolos 1878/1911). Aus textlinguistischer Sicht werden diese Beobachtungen jedoch verstärkt auf die Bedingungen großräumiger Textualität bezogen, insofern die Aufmerksamkeit nachdrücklich auf das Problem der textuellen Interferenz verschiedener Pronominalketten gelenkt wird. Dabei verdienen die Kongruenzen von Genus und Numerus besondere Beachtung. Wenn sich nämlich mehrere Pronominalketten mit gleichen Genus- und Numerus-Eigenschaften im Text kreuzen, beispielsweise im Maskulin Singular für Erzählpersonen männlichen Geschlechts, so entsteht für den Rezipienten, und zwar für den Hörer noch mehr als für den Leser, ein gewisses Risiko des Verstehens, da die Identität der Personen verwechselt werden kann.

An dieser Stelle gehen in der deutschen Sprache die Wege der mündlichen und der schriftlichen Sprachnorm auseinander. Neben dem bisher besprochenen thematischen (topikalischen) Pronominal-Paradigma vom Typus *er/sie/es* gibt es in der deutschen Grammatik ein ebenso wichtiges, aber von vielen Grammatikern verkanntes oder sogar ganz übersehenes Paradigma, das die rhematischen (fokussierenden) Formen des Personal-Pronomens umfasst, nämlich den Typus *der/die/das* – nicht zu verwechseln mit den weitgehend gleichlautenden Formen des bestimmten (anaphorischen) Artikels. Die Pronomina der Reihe *er/sie/es* stehen bei textuell unauffälliger, diejenigen der Reihe *der/die/das* bei textuell auffälliger Referenz. Dafür ein Kontrastbeispiel, in Anlehnung an den Kafka-Text gebildet:

Kennen Sie Kafkas Erzählung „Die Verwandlung“? – Ach, ich habe *sie* zwar nicht gelesen, aber oft von *ihr* reden hören.

Kennst du eigentlich Kafkas „Verwandlung“? – Ach, *die* wollte ich immer schon mal lesen, von *der* habe ich schon öfter gehört.

An diesen Beispielen sind auch recht gut die Bedingungen der grammatischen Kongruenz ablesbar, wie sie für Genus und Numerus an die Vorgaben des Bezugsnomens gebunden sind, während der Kasus je nach den kontextuellen Erfordernissen frei gewählt werden kann (*die Verwandlung/sie/ihr* – *die Verwandlung/die/der*).

Für alle Pro-Formen des personalen und des possessiven Paradigmas gilt, dass sie als Pronominalisierungen eines (meistens) voraufgehenden Nomens

dessen Bedeutung über eine kürzere oder längere Textzeit hinweg fortgelten lassen. Dieser Sachverhalt lässt sich auch so ausdrücken, dass durch eine Pronominalkette die Präsenz einer Bedeutung im Text zeitlich verlängert wird. In diesem Sinne sind alle pronominalen Formen, die in einem Text vorkommen, „Zeit-Zeichen“ oder, wenn man bei diesem Begriff für einen Moment eine erweiterte Bedeutung zulassen will, Tempora.

*

In diese ansatzweise auch von der Satzlinguistik geleistete Aufgabe fügt die Textlinguistik einen neuen und für sie spezifischen Aspekt ein, indem sie die zentrale Aufmerksamkeit von den Pronominalisierungen auf die Renominalisierungen umlenkt. Von Renominalisierung ist dann zu sprechen, wenn ein Nomen, gegebenenfalls nach einer kürzeren oder längeren Pronominalkette, als „Renominat“ wiederaufgenommen wird, und zwar entweder in identischer Form oder in einer semantischen Variante. Es ist nun in textlinguistischer Sicht von größtem Interesse zu ermitteln, unter welchen kontextuellen Bedingungen und in welchem Zeitrahmen solche Renominalisierungen zustande kommen.

Nun kann man sich ja leicht denken, dass in schriftlichen und erst recht in mündlichen Texten nach einem Nomen keine endlosen Pronominalketten zu erwarten sind, sofern nicht spezifisch stilistische Bedingungen eben dies verlangen. Doch kann gerade bei den pronominalen Formen des unauffällig-thematischen Paradigmas *er/sie/es* eine zeitlich verlängerte Unauffälligkeit bei Hörern oder Lesern leicht zu einer Unaufmerksamkeit führen, mit allen Risiken der verunsicherten Identität. Dem kann eine mehr oder weniger regelmäßige Untermischung mit auffällig-rhematischen Pronomina oder aber mit den kraft ihrer lexikalischen Semantik immer auffällig-rhematischen Nomina (hier besonders: Eigennamen) wirksam vorbeugen. Im textuellen Durchschnitt ist für das Verhältnis von unauffälligen und auffälligen Sprachzeichen ein Verhältnis von 4 : 1 anzusetzen. Auch in anderen Bereichen der Nominalgrammatik beobachtet man öfter ein solches Verhältnis, zum Beispiel bei der Verteilung von Artikelformen der anaphorisch-rückverweisenden Reihe *der/die/das* und der kataphorisch-vorverweisenden Reihe *ein/eine/ein*. Dabei können jedoch um den genannten Durchschnittswert herum Schwankungen der Verhältniswerte zu verzeichnen sein, je nach dem Kontext und/oder der Situation.

Für alle in einem Text auftretenden Renominalisierungen ist es fast immer möglich, die jeweiligen ursächlichen Bedingungen zu ermitteln. Es handelt sich hauptsächlich um die folgenden Typen von Auslösern:

- 1) Überlänge einer Pronominalkette. Die zeitliche Fortgeltung einer nominalen Bedeutung, die durch eine Pronominalisierung bewirkt wird, setzt gewisse Gedächtnisleistungen voraus, die immer stärker ausgedehnt werden,

je weiter ein Glied der Pronominalkette von dem Bezugsnomen textzeitlich entfernt ist. Eine Renominalisierung kann hier das (psychisch begrenzte) Kontextgedächtnis entlasten.

- 2) Gliederung des Textes. Man findet in vielen Fällen, so auch in der gesamten hier zu besprechenden Erzählung Kafkas, eine hoch signifikante Häufung von Renominaten im Anfangssatz neuer Erzählabschnitte, erkennbar an den Absätzen in der Typographie des Textes. Wären etwa Kafkas Druckanweisungen für die Typographie des Textes verloren gegangen, so könnten sie mit hoher Wahrscheinlichkeit ziemlich vollständig aus den Kollokationen der Renominate erschlossen werden.
- 3) Überschneidung verschiedener Pronominalketten. Hier macht es einen großen Unterschied aus, ob die im Text sich kreuzenden Ketten, etwa je nach weiblichen oder männlichen Personen der Handlung, im Genus und Numerus gleich oder ungleich sind. Überhaupt bedeutet in einer Erzählung schon die dichte Interaktion mehrerer Personen ein Risiko für die Klarheit des pronominalen Textgeflechts und kann daher Renominalisierungen auslösen.

Man sieht deutlich, dass in all diesen Fällen und Fallgruppen der Zeitfaktor wichtig ist. Die dafür maßgebliche Regel besagt in ihrer einfachsten Form, dass ein Sprecher oder Schreiber die Renominalisierung eines Nomens dann vornimmt, „wenn es an der Zeit ist“, das heißt, wenn er für das Textverständnis eine Renominalisierung als fällig ansieht. Daher kann man auch die Erzählperspektive eines Textes leichter von den (immer auffälligen) Renominaten als von den (regelmäßig unauffälligen) Pronomina des thematischen Paradigmas her beschreiben. Für mündliche (und einige dem mündlichen Sprachgebrauch nahestehende) Texte ist hier jedoch wiederum die konkurrierende Leistung der rhematischen Personal- und Possessiv-Pronomina (*der/di/das/dessen*) zu berücksichtigen, die sich mit den Renominaten die Aufmerksamkeitsleistung teilen.

Im Einzelnen sind hier natürlich noch einige weitere Beobachtungen zu machen. Sie betreffen insbesondere die grammatischen Bedingungen, die der textuellen Präsenz von Lexemen (zumal Eigennamen) und Morphemen gesetzt werden. So lässt zum Beispiel der Vorname *Gregor* nur im Genitiv eine Kasusmarkierung zu (**Gregors** *Zimmer*). Dativ und Akkusativ werden an dieser Namensform nicht ausgewiesen. Das erschwert naturgemäß die Anzeige des textuell wichtigen Übergangs zwischen den drei Aktanten der Subjekt-, Objekt- und Partner-Rolle (Dativ-Objekt). In dieser Hinsicht können die Personal- und Possessiv-Pronomina mit ihren reich differenzierten Kasus-Flexiven (*er/ihm/ihn – sein/seinem/seinen – ihr/ihrem/ihren*) suppletiv aushelfen. Das bedeutet auch für die Zeitlichkeit eines Textes unterschiedliche Leistungen, wie sie am besten in einer den Text begleitenden Textpartitur anschaulich gemacht werden können. Würde man beispielsweise für die zu besprechende Kafka-Erzählung eine (hier auf die Nominalgrammatik begrenzte) Textpar-

titur erstellen, so ließe sie in ihrem Verlauf nicht nur die allgemeine Zeitlichkeit dieses Textes erkennen, sondern auch die spezifischen Zeitintervalle, die ihn grammatisch und semantisch gliedern.

*

Von besonderem Interesse für die Organisation des Textes sind die Phänomene der Renominalisierung dann, wenn ein Nomen bei der Wiederaufnahme nach einem gewissen Zeitintervall nicht in wörtlicher Gleichheit, sondern in variabler Semantik renominalisiert wird. Wir wollen dieses Phänomen mit einem Ad-hoc-Begriff Para-Nominalisierung nennen. Diese bewirkt einen gewissen „Knick“ in der semantischen Konstanz oder Isotopie. So ist zum Beispiel an Kafkas Erzählung zu beobachten, dass die Hauptperson zwar zunächst mit ihrem vollen Namen *Gregor Samsa* eingeführt wird, dann aber nach einer Zwischenstufe mit *Samsa* fast für die gesamte Textzeit mit dem bloßen Vornamen *Gregor* renominalisiert wird. Schon bald aber und noch in der Exposition der Handlung werden semantische Varianten, sofern sie keinen Zweifel an der Identität der Person aufkommen lassen, als Renominate verwendet (zum Beispiel: *Gregor/der Angestellter/der Reisende/der Sohn/der Bruder/der Mensch*, letzteres in erlebter Rede des Insekts *Samsa*). Solche Para-Nominalisierungen haben in der temporalen Ökonomie des Textes grundsätzlich den gleichen Zeitwert wie die anderen Renominalisierungen, rhythmisieren jedoch die Erzählperspektive in textspezifischer Hinsicht.

Neben den besprochenen Para-Nominalisierungen wollen wir als weitere Spezifikationen der Renominalisierung, wiederum mit einem Ad-hoc-Begriff, die Trans-Nominalisierungen hervorheben. Von dieser Fallgruppe soll dann die Rede sein, wenn ein Renominat von seinem Bezugsnomen nicht durch einen „Knick“, sondern durch einen „Bruch“ in der Semantik abweicht, immer jedoch unter der Bedingung, dass dadurch die Identität der gemeinten Person oder Sache nicht in Frage gestellt wird. Diese Bedingung ist am klarsten dann erfüllt, wenn eine Bedeutung in ihre Gegenbedeutung umschlägt. Für die Semantik von Kafkas Erzählung sind Formen der Trans-Nominalisierung vor allem wegen Gregor Samsas „Verwandlung“ von großer, ja von textkonstitutiver Bedeutung.

Ich habe schon erwähnt, dass der unglückliche Held der Geschichte an ihrem Anfang, gleich nach seiner Verwandlung in ein großes Insekt, von sich selber in einem Abschnitt erlebter Rede einmal redensartlich sagt: „Der Mensch muss seinen Schlaf haben“. Es ist aber die zentrale Frage dieser Verwandlung, ob dieses „Ungeziefer“ (so der Erzähler in seinem ersten Satz) noch Mensch genannt werden kann. Diese Frage spitzt sich für seine Umwelt, namentlich für seine Familienangehörigen, im Laufe der mehrmonatigen Handlungszeit immer gefährlicher zu, zuerst bei seiner noch jugendlichen Schwester Grete, die anfangs ihren Bruder mit selbstloser Hingabe umsorgt, mit der Zeit aber das Zusammenleben mit dem Verwandelten nicht mehr ertragen kann:

*Es geht so nicht weiter [...]. Ich will vor diesem Untier nicht den Namen meines **Bruders** aussprechen.*

In diesem Beispiel finden wir neben der (harmlosen) Para-Nominalisierung mit dem Nomen *Bruder* auch die (gefährliche) Trans-Nominalisierung mit dem deiktisch akzentuierten Nomen *Untier*. In ihm kommt unter Beibehaltung der personalen Identität jener Umschlag in der Bedeutung zustande, den ich oben als „Bruch“ in der semantischen Isotopie und als sicheres Kennzeichen einer Trans-Nominalisierung bezeichnet habe. Hier noch ein weiteres Textbeispiel für den Einbruch einer Trans-Nominalisierung:

*Wenn es **Gregor** wäre, er hätte längst eingesehen, dass ein Zusammenleben mit einem solchen **Tier** nicht möglich ist.*

Zur ausgesprochenen oder unausgesprochenen Erleichterung nicht nur der Schwester, sondern auch der Eltern und aller Hausgenossen stirbt Gregor Samsa, das Tier oder Untier, einen sanften und unauffälligen Tod. Aber was wird aus seiner Leiche? Um dieses Problem hat sich eine Bedienstete der Familie zu kümmern:

*Also darüber, wie das **Zeug** von nebenan weggeschafft werden soll, müssen Sie sich keine Sorge machen.*

Im Kontext dieser Trans-Nominalisierungen, die mit dem Nomen *Zeug* ihren sinistren Gipfel erreicht haben, nehmen nun auch die Pronomina bei aller grammatischen Unauffälligkeit eine textuell höchst bemerkenswerte Rolle ein, die aufmerksamen Lesern oder Leserinnen nicht entgehen kann. Während nämlich die menschlichen Renominate mit dem Eigennamen *Gregor* eine durchgehende Pronominalisierung im Maskulin Singular mit der Form *er* verlangen, ziehen die Trans-Nominalisierungen mit *Tier*, *Untier*, *Ungeziefer* und *Zeug* (sämtlich Neutra) Pronominalisierungen mit der Form *es* nach sich. In dieser Hinsicht ist eine weitere Äußerung aus dem Mund der Schwester besonders aufschlussreich:

*Vater, du musst bloß den Gedanken loszuwerden suchen, dass **es** Gregor ist [...]. Aber wie kann **es** denn Gregor sein?*

Daraus folgt für die Schwester: „Weg muss *es*!“ Nun ist, im zeitlichen Abstand von einigen Monaten nach der ersten Verwandlung (Gregors), auch die zweite Verwandlung (seiner Umwelt) vollzogen, und alle Personen der Handlung sind in ihrer Eigentlichkeit kenntlich geworden.

Dies sind also, in engmaschiger Beschreibung, die textgrammatischen Bedingungen, unter denen Kafkas Erzählung als Lehrstück und Parabel für den menschlichen oder unmenschlichen Umgang mit elementarer Fremdheit gelesen werden kann.

*

Im letzten Abschnitt meines Beitrags komme ich noch einmal auf das aristotelische Sprachdenken zurück, wobei jetzt außer der Poetik auch die Kate-

gorienlehre herangezogen werden soll (Aristoteles 1984, S. 2). Auch in dieser Abhandlung zieht der Autor unter temporalen Gesichtspunkten einen scharfen Trennstrich durch die Grammatik: Verbalgrammatik „mit Zeit“, Nominalgrammatik „ohne Zeit“. In dieser Trennung haben wir Aristoteles nicht folgen können, und dieser Beitrag hat vielleicht schon gezeigt, dass die Grammatik auch in ihrem nominalen (und pronominalen) Teilbereich temporal konstituiert ist.

Nun gibt sich Aristoteles aber auch selber mit seinem Trennstrich durch die Grammatik nicht zufrieden. Er fügt nämlich die vorher getrennten Teilbereiche wieder zusammen, und zwar im Begriff des Satzes (in seiner Terminologie und so auch schon bei Platon: *logos*). Ein in diesem Sinne „logischer“ Satz liegt dann vor, wenn ein Nomen oder Pronomen in der Subjekt-Rolle (*hypokeimenon*) mit einem finiten Verb in der Funktion eines Prädikats (*kategoroumenon*) so zusammengefügt wird, dass für die daraus entstehende Prädikation die Wahrheitsfrage gestellt werden kann: Ist die betreffende „Satzaussage“ wahr oder falsch? Viele, ja fast alle Grammatiker sind Aristoteles in dieser Auffassung gefolgt und haben mit ihr die überragende Dignität des Satzes begründet, an der sich in einer mehr als zweitausendjährigen Tradition die Syntax der Satzgrammatik orientiert hat. Des wohlwollenden Zuspruchs der Logik konnte sich diese „logische“ Grammatik immer gewiss sein, insofern sie den Satz als sprachlichen Ausdruck eines logischen Urteils (*iudicium*) auffassen konnte. Auch mit der Rhetorik und speziell der Gerichtsrhetorik stand die Satzgrammatik immer auf gutem Fuß, da der Satz (*sententia*) prototypisch als Urteilsspruch angesehen werden konnte, der ein strafrechtliches Verfahren zum Abschluss bringt, so dass danach ein für allemal feststeht, was in einem gegebenen Fall Recht und was Unrecht ist.

Solche satzgrammatischen Überzeugungen und ihre logisch-rhetorischen Korollarien setzen immer voraus, dass in einem Satz die Zeit zum Stillstand gebracht wird (Brinkmann 1971, S. 456). Es braucht ja nur zum Subjekt, das als Teil der Nominalgrammatik ohnehin zeitlos gedacht wird, ein finites Verb als Prädikat hinzuzutreten, das mittels eines zeitlos gedachten Präsens („nunc stans“) so entzeitlicht ist, dass dieses ohne Störung durch Zeitlichkeit einem Subjekt zugesprochen oder zugeschrieben werden kann. Und alle sonstigen Elemente der Grammatik werden nun ebenfalls, ob es passt oder nicht, durch die enge Pforte des Satzbegriffes gelotst, bis aus der Satzgrammatik alle Zeit angetrieben ist.

Einem so verstandenen Satzbegriff, dessen linguistisches „Privileg“ (Ildefonse 1997, S. 467) ausgerechnet auf seiner angeblichen Zeitlosigkeit beruhen soll, kann die Textlinguistik nicht zustimmen. Sie muss im Widerspruch zu Aristoteles und seinen Gefolgsleuten darauf bestehen, dass die Sprache nicht nur in ihrem verbalen, sondern auch in ihrem nominalen Teilbereich und schließlich auch in jeder anderen Hinsicht eine temporale Komponente aufweist, die auch im Satz nicht zum Verschwinden gebracht werden kann. In diesem Sinne ist die Textgrammatik in ihrem Kern eine nicht-aristotelische

Grammatik, ähnlich wie Bertolt Brechts Poetik in ihrem Kern erklärtermaßen eine nicht-aristotelische Poetik darstellt. Und diese nicht-aristotelische Grammatik besagt, dass jeder Text und folglich auch jedes satzförmige Textstück aus Zeit gemacht ist.

Diese Auffassung ist jedoch in einer bestimmten Hinsicht zu nuancieren. Es gibt nämlich unter allen Sprachzeichen eines und nur eines, das in einem Satz oder einem anderen Textgebilde die Zeit anhalten und für eine kürzere oder längere Zeit zum Stillstand bringen kann. Das ist die Negation, primär als sogenannte Satznegation oder auch in anderer grammatischer Gestalt. In ihrer prototypischen Form, aber nicht notwendig bei jedem textuellen Vorkommen, geht die Negation von einem Dialogpartner aus, der einer geäußerten Aussage widersprechen will, etwa so:

(A) *Gregor Samsa ist ein Mensch.*

(B) *Gregor Samsa ist kein Mensch (sondern ein Tier).*

Wenn das der Streitfall ist, dann wird für eine kürzere, manchmal auch für eine längere Zeitspanne die Textzeit angehalten. Denn nun muss zwischen den Positionen (A) und (B) argumentiert und vielleicht sogar gestritten werden, welche Aussage richtig (wahr) und welche unrichtig (falsch) ist. Diese Verständigung kostet Zeit, gegebenenfalls viel Zeit, bis am Ende hoffentlich (Habermas ist überzeugt: ganz gewiss!) ein Konsens erzielt wird. Der Stillstand der Textzeit, der für einen Satz oder für ein anderes Textsegment durch eine Negation ausgelöst wird, bedeutet also in Wirklichkeit keine Zeitvernichtung, sondern einen Zeitwandel, zu verstehen als Übergang in eine andere Textzeit, oft verbunden mit einem Wechsel von der monologischen zur dialogischen Suche nach der Richtigkeit und Stimmigkeit eines Sachverhalts. Es erweist sich dabei in vielen Fällen, dass für diese Suche mehr Zeit aufzuwenden ist, als von einem (monologischen) Sprecher veranschlagt worden ist. Insofern setzt eine Negation in der Regel erheblich mehr Zeit in Bewegung, als sie anhält.

Es ist unschwer einzusehen, dass die Syntax der Negation in ihrer wahrheitsfördernden Funktion höchst wirksam durch eine Syntax der Frage unterstützt werden kann. Zwar bringt eine Frage von sich aus kein Textgebilde zum zeitlichen Stillstand. Da sie jedoch immer ein notwendig defizientes Vorwissen voraussetzt, weckt sie die Erwartung einer Antwort, für die naturgemäß ein gewisses Quantum an Zeit bereitgestellt werden muss. Dieses ist virtuell bereits in der Frage enthalten. Auch im Fragesatz (wenn es denn ein Satz ist) steckt also von Anfang an mehr Zeit als in einem entsprechenden Aussagesatz. Es kann daher im Rückblick auf den Anfang dieses Beitrags nicht ganz falsch gewesen sein, das Nachdenken über den Zusammenhang von Zeit und Text mit einer (nicht einmal satzförmigen!) Doppelfrage in Gang gesetzt zu haben. Die Zeit, die ein Leser oder eine Leserin braucht, um diesen Beitrag zu lesen und ihn mit kritischen eigenen Gedanken zu begleiten, ist daher jenes Mehr an Zeit, das durch eine Problemfrage dieser Art ins Spiel (nämlich ins Sprachspiel) gebracht wird. Anders und etwas näher an Leibniz

ausgedrückt: Für das Fragen sollte man sich in der Wissenschaft mehr Zeit nehmen, um sich dann bei den Antworten mehr Zeit lassen zu können.

Literatur

- Apollonios Dyskolos (1878/1911): *Peri syntaxeos* [Über Syntax], *Peri antonymias* [Über das Pronomen], hg. von Richard Schneider/Gustav Uhlig. 2 Bde. Leipzig: Teubner.
- Aristoteles (1984): *Kategorien*, übersetzt und erläutert von Klaus Oehler. Berlin: Akademie-Verlag.
- Aristoteles (1976): *Poetik*, eingeleitet, übersetzt und erläutert von Manfred Fuhrmann. München: Heimeran.
- Brinkmann, Hennig (1971): *Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung*. 2. Auflage, Düsseldorf: Schwann.
- Critica del testo (1998), Sonderheft „Il testo e il tempo“. Heft I,1.
- Ildefonse, Frédérique (1997): *La naissance de la grammaire dans l'antiquité grecque*. Paris: J. Vrin.
- Kafka, Franz (2001): *Die Verwandlung*. Nachwort von Egon Schwarz, durchgesehene Ausgabe. Stuttgart: Reclam (Universal-Bibliothek Nr. 9900).
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (1988): *Opusculs et fragments inédits*, hg. von Louis Couturat (Paris 1903). Nachdruck der 2. Auflage, Hildesheim: Olms.
- Paul, Hermann (1966): *Prinzipien der Sprachgeschichte*. 6. Auflage, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Weinrich, Harald (2001): *Tempus. Besprochene und erzählte Welt*. 6. Auflage. München: C.H. Beck.
- Weinrich, Harald (2005): *Textgrammatik der deutschen Sprache*. 3. Auflage, Hildesheim: Olms.